

### Kap. III.

## Welche Form der meteorologischen Sätze ist die ursprüngliche, die subjektische oder die subjektlose?

Die im vorigen Kapitel über die Ausdrucksweise der meteorologischen Sätze gegebene Übersicht zeigte uns, dass die sprachliche Form jener Sätze eine sehr mannichfaltige ist. Wir fanden blosse Prädikate, wir fanden andererseits Subjekte bei ihnen, und zwar ganz verschiedene als: der Gott, ein bestimmter Gott, der Himmel, die Wolke, die Welt, die Substantivierung des Verbalbegriffes; wir hatten endlich Ausdrücke zu verzeichnen, wie: der Regen, Schnee, Hagel etc., fällt, geht, kommt, ist. In einigen Sprachen kamen manche jener Ausdrucksweisen beisammen vor, in einigen fanden wir nur subjektlose Sätze, in anderen nur subjektische, in den meisten traten beide Formen nebeneinander auf.

Wenn wir nun sehen, dass subjektloser Ausdruck hauptsächlich den modernen Sprachen eigen ist, subjektischer dagegen meist in den älteren Stadien der Sprachen, sowie in denen von unkultivierten Völkern sich findet, so erscheint es fraglich, ob nicht die personale Satzbildung dem Standpunkt des naiven Menschen eigne, und ob nicht aus dieser die subjektlose oder impersonale Redeweise überhaupt entstanden sei. Benfey, eine nicht zu verachtende Autorität auf diesem Gebiete, neigt sich dieser Annahme entschieden zu. Ausgehend von der Thatsache der allmählichen Zunahme impersonales Ausdrucks in der idg. Sprachenfamilie<sup>1)</sup> sagt er: „Wer nach diesen Gesichtspunkten das Detail der Untersuchung verfolgt und anordnet, wird sich von der Unursprünglichkeit des unpersönlichen Gebrauchs von Verben in der uns bekannten Phase

<sup>1)</sup> Miklosich, Subjektlose Sätze, S. 15f bestreitet diese Thatsache und hält sie für unbeweisbar, da uns der Thatbestand in den jüngeren Stadien der Sprache vollständiger bekannt sei, als in den älteren. Ausserdem seien in manchen Sprachen impersonale Wendungen einer älteren Zeit verloren gegangen. Diese letztere Behauptung ist allerdings zum Teil richtig, doch muss man dabei nicht übersehen, dass ein solcher Abgang meistens durch mannigfache Neubildungen reichlich ersetzt, ja nicht selten um ein bedeutendes überholt wird. Meiner Meinung nach hat Benfey mit seiner Behauptung der Vermehrung impersonales Ausdrucks in den modernen Sprachen vollkommen recht, wenngleich ich seine Begründung dieser Thatsache nicht annehmen kann. — vgl. auch Sigwart in seiner neuesten Schrift: Die Impersonalien. Eine logische Untersuchung. Freiberg i. B. 1888. S. 8. u. Anm., der Miklosichs Aufstellungen ebenfalls nicht beipflichten kann. — Leider konnte ich diese lichtvolle Untersuchung Sigwarts für den ersten Teil meiner Arbeit noch nicht benutzen, indes freue ich mich, unabhängig von ihm in mehreren Punkten zu ganz ähnlichen Ergebnissen gelangt zu sein.

der idg. Sprachen vollständig überzeugen.“<sup>1)</sup> Und an einer anderen Stelle heisst es: „Ich müsste mich sehr irren, wenn nicht das Resultat im allgemeinen etwa folgendes, in betreff der Erklärung im wesentlichen schon von den klassischen Grammatikern erkanntes, sein möchte: Der subjektlose Gebrauch hat sich aus Wendungen entwickelt, wo das Subjekt früher gebraucht war, aber entweder eins ist, welcher einst als sich von selbst verstehend angesehen und deshalb später ausgelassen wurde, wie: Zeus, Indra, Wolken beim Regen, oder es war nichts weiter als eine Ableitung des Verbums selbst, sei diese nun als nomen agentis oder status gefasst, wie vidyut (Blitz) bei vidyotate (blitzt); oder es hätte, wenn es hätte ausgedrückt werden sollen, nur durch ein Nomen ausgedrückt werden können, welches der Bedeutung nach mit einer Ableitung des Verbums selbst identisch sein würde. In diesen beiden letzten Fällen verschwand es, weil es eine Art Tautologie herbeiführte und sich dadurch von selbst als überflüssig kund gab.“ Der Hauptanreiz zur Entwicklung des subjektlosen Gebrauchs von Verben scheint Benfey in den einen Zustand ausdrückenden — also auf Medium und Passivum beruhenden — zu liegen. Dafür sprechen ihm sowohl allgemeine Gründe (die er nicht nennt), als auch der Umstand, dass viele dahingehörige Verba im Passiv und Reflexiv erscheinen.

So sind also die subjektlosen Sätze nach Benfey kein originelles Sprachgut, sondern auf Abstraktion beruhende Neubildungen.

Zu diesem sprachlichen Argument für die Unursprünglichkeit subjektloser Sätze lässt sich nun noch ein psychologisches hinzufügen. Man hat darauf hingewiesen, dass das unbefangene Anschauen des Urmenschen die Vorgänge in der Natur als Handlungen von Persönlichkeiten habe appercipieren müssen, schienen doch die Ursachen der Naturereignisse — aus ihren Wirkungen auf alles Lebendige zu schliessen, — selbst etwas Lebendiges sein zu müssen.<sup>2)</sup> So würden ja auch thatsächlich in den Mythologien aller Völker die meteorologischen Erscheinungen als Wirkungen göttlicher Wesen aufgefasst. Man hat demzufolge behauptet, der Urmensch sei überhaupt unfähig gewesen, ein subjektloses Prädikat zu erfassen, er habe vielmehr unmittelbar zu jeder Thätigkeit eine wirkende Ursache hinzugedichtet.<sup>3)</sup>

Prüfen wir gleich das letzte Moment einmal auf seine Stichhaltigkeit. — Man behauptet, dass, wenn der Urmensch z. B. donnern hörte, er nicht instande war, das Urteil zu bilden: „es donnert“, sondern genötigt war, ein Subjekt hinzuzudenken, also etwa zu sagen: „der Donnergott donnert.“ Ich frage nun: Woher bekam er dieses Subjekt? Nach dem alten richtigen Grundsatz ‚nihil in intellectu nisi quod in sensu‘ muss er sich die Begriffe des Donners, des Donnergottes dann doch schon vorher aufgrund mannigfacher Wahrnehmung und Reflexion gebildet haben. Das heisst mit anderen Worten: Bevor der Mensch ein Urteil aussprach über eine in die Erscheinung tretende Naturkraft, musste ihm die Personifikation dieser Naturkraft

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 1785.

<sup>2)</sup> vgl. L. Tobler, über die dichterische Behandlung der Tiere, S. 212 u. Steinthal, Ges. Kl. Schriften. Berlin 1880. Bd. I. S. 418.

<sup>3)</sup> vgl. unter anderen: Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie S. 206. Später hat Steinthal diese Ansicht aufgegeben. vgl. Kl. Schriften Bd. I. S. 425.

schon bekannt sein. Die Konsequenzen der obigen Behauptung führen demnach zu reinem Unsinn. Nimmt man nun stillschweigend an, dass jene Behauptung natürlich erst von der Zeit gelten könne, wo der Mensch sich den Gottesbegriff gebildet hatte,<sup>1)</sup> so frage ich: In welcher Form sprach denn der Mensch sein Urteil über Naturerscheinungen aus, bevor er zu diesem Gottesbegriff gelangt war? Woher bezog er in jener Zwischenzeit die Subjekte, die er notwendig hinzudichten musste?

Doch ohne uns im voraus auf eine weitläufige Erörterung über die Stärke oder Schwäche der oben angeführten Gründe einzulassen, wollen wir lieber einmal annehmen, sie bestünden wirklich zurecht; die personale Form der subjektlosen Sätze sei also das Ursprüngliche gewesen.

Wie erklärt sich dann der Umstand, dass wir so mannichfache Subjekte finden, wie sie uns bei unserer Umschau vor Augen traten? Beruht diese Mannigfaltigkeit auf verschiedener Anschauungsweise von vornherein, oder ist eine Differenzierung von einem Subjekte aus eingetreten? Sagte man etwa zu gleicher Zeit: Indra, der Gott, der Himmel, die Wolke, der Regen regnet, der Regen ist, geht, kommt, fällt, oder eins zuerst, und welches?

Es ist auf den ersten Blick klar, dass diejenigen Sätze, in denen Regen als Subjekt auftritt, sich durchaus von den anderen Ausdrucksweisen absondern. Die Sätze: der Regen ist, geht, kommt, fällt und ähnliche können für die vorliegende Frage garnicht in betracht kommen, da ja aus ihnen die subjektlose Form „es regnet“ niemals entstehen konnte. Das Verbindungsglied dieser Sätze mit den anderen Ausdrucksweisen bietet der Satz: Regen regnet. Hier sehen wir dasselbe Prädikat, welches die Vertreter der anderen Klasse haben, und doch — bei näherem Zusehen ist es nur äusserlich dasselbe. In den Sätzen: Indra, der Gott, der Himmel regnet ist der Prädikatsbegriff ein völlig anderer als in dem Satze: Regen regnet. Während das Prädikat „regnet“ hier doch nur die Bedeutung des Herabfallens, Seins, Existierens haben kann — also inhaltlich gleichbedeutend ist mit den oben genannten Prädikaten: ist, kommt, geht, fällt — bezeichnet es dort eine vom Gotte etc. ausgehende Wirkung, heisst also so viel wie: der Gott etc. **lässt** regnen. Dass diese letztere Bedeutung bei den Verbis naturae die ursprüngliche ist, wird einestheils durch die Wortbildung, andererseits durch die Konstruktion dieser Verba auf das unzweideutigste erwiesen.

Betreffs der Konstruktion der Verba naturae ist darauf hinzuweisen, dass sich bei ihnen Ergänzungen finden, die teils im Akkusativ, teils im Instrumentalis bzw. Ablativ stehen. Im Sanskrit finden wir z. B.: varṣam varṣayati Hariv. 266; 12497; im Griechischen: χροῖ κατένιψε Arist. Ach. 138, ἔνιχε ἕνιν πολλῶ τὸν θεὸν Paus. IV, 20, 3, ὕδατι ἕσαι Herod. 1, 87. πολλῶ

<sup>1)</sup> Dies scheint Max Müller (Essays Bd. I.<sup>2</sup>, Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft. Leipzig 1879. S. 341) zu thun, wenn er sagt: „Wenn den Arier das Rollen des Donners erschreckt, so drückt er dies Gefühl durch den einfachen Satz aus: Es donnert — βροντῆ. — In diesem Satz ist die Idee von einem Gott mehr verstanden als ausgedrückt . . . Es würde mehr in Übereinstimmung mit den Gefühlen und Gedanken derer sein, die diese sogenannten unpersönlichen Verben zuerst gebrauchten, wenn wir sie mit: **Er** donnert, **er** regnet, **er** schneit übersetzten.“



ἕσαντος Theoph. C. Pl. IV, 14, 3;<sup>1)</sup> im Lateinischen: pluit — sanguinem, terram, lapides Liv. 40, 19, 2; 10, 33, 8; 28, 27, 16, sanguine, cretā, lapidibus, terrā Cic. Liv. Plin. häufig. Das Hebräische bietet: thamṭir māṭār (Regen regnen lassen) Jes. 5, 6; bēroq bārāq (blitze Blitz) Ps. 144, 6. — Besondere Beachtung verdient auch die Ausdrucksweise der romanischen Sprachen: Ital.: **fa** caldo, freddo, giorno, notte, buon tempo, pruina, vento; Span.: **hace** frio, buen tiempo; Portug.: **faz** frio etc.; Französ.: **il fait** froid, du beau temps, jour, vent. Dem französischen faire du vent entspricht genau das an. gefa byr. vgl. Gunlaugs Saga Kap. V. am Ende: ok er them gaf byr (wörtlich: und als es ihnen Wind gab).

Ausser dieser Konstruktionsweise ist für uns der Umstand von Bedeutung, dass manche der verba naturae sich auch passiv gebraucht finden. (s. oben S. 14. u. 17.). Eine passive Konstruktion gäbe aber bei Verben, die ein reines Sein, ein Existieren aussagen, keinen Sinn.

Auch die Form einiger jener Verba spricht für unsere Ansicht. Ganz besonders im Idg. finden wir hier die des Kausativums, im Hebräischen das Hiphil, Formen, welche doch auf ein **Geschehen lassen**, niemals auf ein **Geschehen, Existieren** hinweisen.

Ob Sigwart sich dieser sprachlichen Thatsachen bewusst war, als er schrieb: „Der Ausdruck: ‚die Wolke regnet‘ entspricht schwerlich der ursprünglichen, sondern einer abgeleiteten Bedeutung des Verbums,“<sup>2)</sup> weiss ich nicht, glaube es indes nicht, da sie ihn sonst in seinem Urteil vorsichtiger gemacht haben würden; aber auch abgesehen von unseren sprachgeschichtlichen Erwägungen, sehe ich nicht, wie er seine Meinung rechtfertigen will. Wenn nach ihm (S. 44) „es regnet“ soviel heissen soll als, „das, was da vor sich geht, ist regnen“ oder „regnen ist“, wie soll man von hieraus zu Sätzen kommen wie: die Wolke regnet? Ausgehend von einem Prädikat, das ein **Existieren** aussagt, kann ich ja gar nicht „nach einem Subjekt fragen, das diese Erscheinung **hervorbringt**“ (S. 45). Soll ich nach dem Urheber fragen können, so muss doch das Prädikat ein **Hervorbringen** bezeichnen. Wenn der Inder in seinem varṣati nicht ein „regnen lässt“ fühlte, sondern ein „regnen ist“, wie in aller Welt konnte er dazu kommen, das Urteil zu bilden: Indra varṣati?

Ich halte also trotz aller gegenteiligen Ansichten daran fest, dass die Prädikate der meteorologischen Sätze ursprünglich ein „Geschehen lassen“ aussagen nicht ein Geschehen, Existieren.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Der Cod. Urbin. hat hier freilich πολλοῖ ἕσαντος, was aber wohl aus πολλῶν verschrieben ist. πολὺ ἕσαντος liegt weiter ab, es findet sich sonst bei Silenus Chius in den Schol. Mediol. zu Homer Od. 1, 75.

<sup>2)</sup> Impersonalien. S. 45, Anm.

<sup>3)</sup> Wenn Schuppe (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. XVI S. 265) behauptet: „Es ist die Meinung abzuweisen, dass das sog. Impersonale die ausgedrückte Erscheinung durchaus als irgend „jemandes That oder Thätigkeit darstellen wolle, diese Meinung stammt aus dem logischen Irrtum, . . . dass in dem „Verbalbegriff allein oder vorzugsweise Thätigkeit im engeren Sinne resp. Geschehen zum Ausdruck komme. Was „Thätigkeit ist, ist keine Sache blosser Sinnenerfahrung, mitnichten also für jeden gesunden Beobachter offenbar, sondern ausschliesslich eine Aufgabe erkenntnistheoretischer Analyse“, so muss ich dieser Behauptung gegenüber doch daran erinnern, dass das unbefangene Denken — und damit haben wir es bei Wahrnehmungsurteilen zu thun — sich keineswegs von der erkenntnistheoretischen Analyse der Thatsachen Rats darüber zu erholen pflegt, was es als

Hieraus folgt für uns, dass Sätze wie: Regen regnet, Schnee schneit u. s. w. nicht die ursprüngliche Form der meteorologischen Sätze wiedergeben. Die Erklärung ihrer Entstehung liegt auf der Hand; der substantivierte Prädikatsbegriff ward dem Prädikat als Subjekt hinzugefügt — die Wirkung zur Ursache gemacht. Demnach sind diese Ausdrücke logisch genommen Hystera-protera und setzen notwendig als Vorstufe ein Urteil voraus wie: es (der Gott, der Himmel etc.) regnet — (und was es regnet, ist) — Regen. vgl. skr. Parjanya varṣam varṣayati, Parjanya lässt Regen regnen, hebr. he'avim thāmīr māfār, die Wolken lassen Regen regnen, an. rignir hagl — es lässt Hagel regnen. In diesen Beispielen ist Regen bzw. Hagel grammatisches Objekt und das Prädikat hat seinen ursprünglichen (kausativen) Inhalt. Indem man nun hernach das Objekt zum Subjekt machte („es regnet Regen“ (Akk.) zu „Regen (Nom.) regnet“) musste notwendig der Prädikatsbegriff seine ursprüngliche Bedeutung einbüßen.<sup>1)</sup>

Auf diese Bedeutungsänderung des Prädikatsbegriffes weist uns auch eine sprachliche Thatsache.

Im Ossetischen (s. oben S. 16) heisst „es regnet“ wáruj, „Regen regnet“ wárun wáruj; nun finden wir aber auch die Ausdrucksweisen: jech, meth — wáruj, Hagel, Schnee — regnet. Dass in den letzten Sätzen wáruj nicht seine ursprüngliche Bedeutung bewahrt haben kann, sondern den Begriff „herunterfallen“ angenommen haben muss, ist klar, nicht minder deutlich ist es, dass diese Begriffsänderung des Prädikats durch den Satz wárun wáruj (entstanden aus wáruj — wárun) vermittelt worden ist. — Ganz dieselbe Erscheinung bietet das Magyarische (s. oben S. 24): esik = es regnet, esö esik (aus: esik — esö) = Regen regnet, ho, jeg — esik, Schnee, Hagel — regnet.

Zu diesem sprachlichen Erweise von der Unursprünglichkeit derartiger meteorologischer Sätze kommt nun noch ein psychologischer.

Die Behauptung, „Regen regnet“ sei die Vorstufe von „es regnet“, muss notwendig die Voraussetzung machen, dass der Urmensch den Träger der Wirkungsweise eher benannt habe als die Wirkungsweise selbst, dass er das Ding eher percipiert habe als die Aktion.

Nun ist jedoch wohl zweifellos, dass das unbefangene Denken die Naturvorgänge als Aktionen percipiert und dann erst dazu kommen kann, das Bewegte als Substanz zu fassen.<sup>2)</sup> Die **Thätigkeit** der Aussenwelt traf doch sicher zunächst den Geist des Menschen, fesselte seine Aufmerksamkeit zuerst; er musste, wie Trendelenburg ausführt, daher notwendig eher Aktionen setzen als Dinge, und erst dadurch, dass sich die Thätigkeiten zu Substanzen fixierten

Thätigkeit zu appercipieren hat und was nicht. Das unbefangene Denken ist aber nun einmal, wenn ich so sagen darf, das Formalprincip der Sprachbildung.

<sup>1)</sup> In einigen Sprachen ist das ursprüngliche Kausalverhältnis gewahrt worden. Wenn wir im Deutschen sagen: der Blitz hat N. erschlagen, so sagt der Russe: N-a. gromomī ubilo (es hat N. mit dem Blitz erschlagen), statt: der Wind hat den Baum gebrochen, sagt er: vêtromī to derevo slomilo (es hat mit dem Winde den Baum gebrochen). Auch im An. finden wir dieselbe Erscheinung; statt: das Feuer schlug in beide Götzen, heisst es dort: lýstr nú eldinum i baedhi godhin, (es schlug mit dem Feuer in beide Götzen.)

<sup>2)</sup> Man führe hiergegen nicht die Weise der Kinder an, auch solche Vorgänge durch Substantiva zu benennen. Das Kind kann ja nicht anders, da ihm zuerst nur Substantiva vorgespochen werden.

wurden diese wiederum als Träger von Wirkungsweisen angesehen.<sup>1)</sup> Alle Formen meteorologischer Sätze also, in denen der substanziierte Vorgang als Subjekt auftritt, von welchem seinerseits Wirkungsweisen ausgesagt werden, sind demnach auch aus diesem Grunde als spätere Bildungen aufzufassen. **Es ist also ein für allemal die Meinung als irrig abzuweisen, dass aus den besprochenen Ausdrucksweisen durch Abstraktion sich die subjektlosen Sätze gebildet haben, wie Benfey mit den alten Grammatikern für wahrscheinlich hält, wohl aber ist das Umgekehrte der Fall.**

Wir kommen zu der anderen Klasse subjektlicher meteorologischer Sätze: Indra, der Gott, der Himmel, die Wolke, die Welt regnet etc.

Das letzte Subjekt findet sich allerdings nur vereinzelt, ist aber für uns von ganz besonderer Wichtigkeit, weil wir hier unter Umständen eine sprachliche Bestätigung philosophischer Konstruktionen finden könnten. Wir haben oben gesehen, dass eine ganze Reihe von Logikern, unter ihnen die bedeutendsten, die Wirklichkeit oder die Welt für den logischen Subjektinhalt der subjektlosen Sätze halten; sie sind zu diesem Ergebnis auf rein spekulativem Wege gelangt, sind nicht etwa durch die uns vorliegenden sprachlichen Erscheinungen dazu veranlasst worden. Wie steht es nun mit unserem Ausdruck? Er findet sich im heutigen arabischen und syrischen Volksdialekt, sowie in der Sprache der Adänne. In den betreffenden semitischen Idiomen ist er nicht ursprünglich, da nach Fleischer (s. oben S. 22 f.) das Subjekt „Welt“ (ed-dinji) an Stelle des älteren „Himmel“ (alsamā) getreten ist. — Sehr wahrscheinlich ist nun auch im Adänne das Subjekt „Welt“ (dše) an Stelle des früheren „Himmel“ (hiomi) getreten (s. oben S. 25), besonders da die Adänne wie fast alle nordafrikanischen Völkerschaften zum Islam gehören. Denn, dass auch sprachliche Beeinflussungen stattfinden, zeigt z. B. das Haussawort für Himmel „garin Allā“ (Platz Gottes).

Es bleiben uns nun nach Ausscheidung des eben besprochenen Subjektes „die Welt“ die anderen: ein bestimmter Gott, der Gott, der Himmel, die Wolke.

Diese Subjekte zerlegen sich von selbst in die beiden Kategorieen: Gott und Himmel. Zwischen diesen beiden Begriffen bestehen die engsten Beziehungen. Wir wissen aus der ver-

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 214. vgl. auch Meiring, Psychologische Erwägungen über das Verbum als Ausdruck des Erkennens und als ältestes Sprachelement. Gymn. Progr. von Düren 1864 S. 13 ff. — Gegen diese Annahme bemerkt Sigwart a. a. O. S. 30: „Wenn es wahr wäre, dass die Urbedeutung der Wurzeln verbaler Natur, und Vorgänge, Veränderungen, Bewegungen das erste gewesen wären, was bezeichnet wurde, so bewiese dies nur, dass die lebendige Bewegung und Thätigkeit den stärkeren Reiz ausgeübt und leichter den begleitenden Laut erregt hätte, nicht dass die Vorstellung des Thuns früher gewesen wäre als die des Thätigen. Denn die Grundanschauung, die aller Vorstellung von Thätigkeit ausser uns zu Grunde liegt, die Bewegung, kann nicht wahrgenommen werden, ohne das Bewegte und seinen Hintergrund zu fixieren und eine Vergleichung anzustellen, welche festgehaltene und ruhende Bilder voraussetzt“. vgl. auch: Steinthal, Abriss der Sprachwissenschaft. Bd. I S. 396 ff. — Was will Sigwart hiermit sagen? Dass jede Bewegung in einem bestimmten Raumteil vor sich gehen muss, ist selbstverständlich; dass sie nur in Gegensatz zu einem Ruhenden bemerkbar wird, wird auch jeder zugeben. Aber ein anderes ist, ob in dem Urteil über diese Bewegung auch **das Ruhende zum Ausdruck kommen muss**. Ich glaube nicht; denn, wenn wir auf einem ruhenden Hintergrund eine Bewegung wahrnehmen, haben wir zunächst an dem Hintergrunde selbst kein Interesse; zu seiner näheren Fixierung führt uns erst die Reflexion. Erst dann, wenn wir ein „etwas“ als Quelle eines Thuns unmittelbar wahrzunehmen glauben, kommen wir zu dem Begriffe eines Thätigen. So muss also doch immerhin die Vorstellung eines Thätigen die eines Thuns voraussetzen.



gleichenden Mythologie, dass sich ein Volk das göttliche Wesen zunächst immer als Himmels-herrn dachte, als Lenker der Erscheinungen am Himmel. Ausserdem bestätigt uns die Sprachforschung,<sup>1)</sup> dass bei den meisten Völkern Gott und Himmel — bei einigen auch: Gott, Himmel und Wolke — ursprünglich durch den nämlichen Ausdruck bezeichnet ward. Der Gott war ja nichts weiter als eine Personifikation des Himmels, oder richtiger der Kräfte, die am Himmel in die Erscheinung treten. Darnach ist nun wieder klar, dass die Personifikation später sein muss als das zu Personifizierende; es hat also Himmel am meisten Anrecht darauf, für das ursprünglichste Subjekt der meteorologischen Urteile zu gelten. Wie man dazu kam, den Himmel zum Subjekt zu machen, liegt auf der Hand. Der Himmel ist dem naiv anschauenden Menschen der Repräsentant der grossen Naturkräfte, und die erhabenen Erscheinungen **an ihm**: Sturm und Regen, Donner und Blitz sind ihm Äusserungen seiner Thätigkeit. So wird **der Ort, wo etwas geschieht**, ganz von selbst zur **Ursache, durch die etwas geschieht**. Das Urteil „der Himmel blitzt“ ist demnach entstanden aus dem vorausgegangenem: „es blitzt — am Himmel.“ Derselbe Vorgang, den wir hier wahrnehmen, kommt in unseren Urteilen noch täglich vor. Zum Beispiel: Ich gehe am Abend am Ufer des Meeres und bemerke im Meere einen eigentümlichen Lichtschimmer, so bilde ich das Urteil: das Meer leuchtet. Ein richtiges Urteil würde ich bilden, wenn ich etwa sagte: Millionen der „Noctiluca scintillans“ leuchten **im** Meere; da mir aber die wahre Ursache des Leuchtens unbekannt bleibt, so nehme ich den Ort, an dem jene Wirkungsweise in die Erscheinung tritt, für den Träger derselben. — Setzen wir nun den (allerdings sehr hypothetischen) Fall, wir kämen bei einem nächtlichen Marsche, ohne es zu ahnen, in die Nähe des Meeres und gewährten jenes eigentümliche Leuchten, so könnten wir diese Wahrnehmung doch nur in dem Satze aussprechen: „es leuchtet“, oder höchstens: „es leuchtet dort“. Wenn wir also dem Urmenschen das Urteil in den Mund legen: „es blitzt — am Himmel“, so machen wir stillschweigend die Voraussetzung, dass ihm der Begriff „Himmel“ schon geläufig ist. Machen wir diese Voraussetzung nicht, so ist er ausserstande, seine Wahrnehmung des Blitzes anders auszusprechen als in dem Satze: „es blitzt“, höchstens könnte er sagen: „es blitzt — dort“ wobei er das **dort** durch eine Handbewegung ausdrücken könnte. — Wir haben bis jetzt nur von Gesichtsempfindungen gesprochen, bei reinen Gehörsempfindungen verbietet sich eine Bezeichnung des Ortes von selbst; die Richtung des Schalles können wir allerdings angeben, können aber dadurch nimmer zu einem — wenn auch irrthümlichen — Subjekt des Vorganges gelangen.

Fassen wir das Ergebnis unserer Betrachtung zusammen, so müssen wir sagen: **Die subjektiv auftretenden meteorologischen Sätze, wie: der Himmel, der Gott regnet, kommen per nefas zu ihrem Subjekte, da zunächst der Ort der Erscheinung durch einen Trugschluss für den Grund derselben angesehen wurde; von hieraus gelangt man darauf zu den (dort als herrschend angenommenen) göttlichen Wesen.**

<sup>1)</sup> Pott, Zeitschr. für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft a. a. O. und Kuhns Zeitschrift II, 423.

Für die Ursprünglichkeit subjektloser Ausdruckweise bei diesen Sätzen giebt uns nun wiederum die Sprache ein nicht zu verachtendes Beweismoment an die Hand. — Jacob Grimm wies schon darauf hin, dass, wenn die subjektlose Form aus ursprünglich subjektischer entstanden wäre, man sich doch die in manchen Sprachen auftretende neutrale Form der Verba naturae nicht erklären könne. Ein personales Subjekt im Sinne würden doch jene Sprachen sich nicht des Neutrums bedient haben.<sup>1)</sup> Wenn Benfey dagegen erwidert, dass das einst ausgesprochene, gewiss noch lange fortgefühlte Subjekt selbst bei demselben Vorgang allen drei Geschlechtern angehören konnte und dass die unpersönliche Form als umfassende sprachliche Kategorie fähig sein musste, alle drei Geschlechter anzudeuten, wozu sich vorzugsweise das Neutrum eigne,<sup>2)</sup> so scheinen mir diese Argumente wenig Beweiskraft zu haben. Statt den unbestimmten Ausdruck sich aus dem ganz bestimmten entwickeln zu lassen, ist es doch viel natürlicher anzunehmen, der unbestimmte Ausdruck sei das Ursprüngliche gewesen, von wo aus man Versuche nach Erreichung bestimmterer Ausdrucksweisen gemacht habe. Ich weiss auch garnicht, wie Benfey sich das Nachtönen einstiger Subjecte denkt; tönt z. B. im Bewusstsein des Sprechenden das Subjekt „der Gott“ nach, so musste er doch sagen: er regnet, tönte die Wolke nach, so musste es heissen, sie regnet; nur in dem Fall, dass Subjekte aller drei Geschlechter zugleich nachtönteten, konnte der Mensch, nachdem er vorher die von Benfey erwähnte Erwähnung angestellt, sagen: es regnet. Jeder sieht, dass diese Erklärung gar zu viel voraussetzt und darum unnatürlich ist. Grimms Meinung dagegen, das Neutrum als das Genus der Unbestimmtheit für das Ursprüngliche bei jenen Sätzen anzusehen, erklärt sich aus den Thatsachen selbst.

Man wendet ein, dass in manchen Sprachen das Prädikat subjektloser Sätze auch die Form des Masculinums oder Femininums habe, so in den romanischen und semitischen Sprachen; das Neutrum finde sich ja nur bei den germanischen und slavischen Sprachen, es könne also auch eine Eigentümlichkeit dieser Sprachen sein. Wer diesen Einwand macht — und er ist in der That gemacht worden — der versteht entweder nichts von dem, was er

<sup>1)</sup> Deutsches Wörterbuch S. 1112.

<sup>2)</sup> Benfey giebt keine Gründe an, warum besonders das Neutrum sich zur Vertretung aller drei Geschlechter eigne. Ich vermute, er dachte an die in den germanischen Sprachen sich findende Erscheinung, von der Jacob Grimm, Deutsche Grammatik Bd. IV. S. 279, spricht: „(Bei zwei Subjekten im masc. und fem.) gilt der uralte Grundsatz, dass ein auf beide zugleich bezügliches Pronomen, Adjektivum und Participium in den Plural des Neutrums (!) zu stehen kommt und gerade vorzugsweise bei Personen“. Das wäre allerdings eine sehr starke Stütze für Benfey's Ansicht — wenn Grimm recht hätte. Es ist wunderbar, dass man die von Grimm statuierte grammatische Erscheinung so lange auf Treu und Glauben als ein unlösbares Rätsel hingenommen hat; denn, dass Masculinum und Femininum mitsammen durch ein Neutrum Plur. vertreten werden, ist doch höchst wunderbar. Wie so oft, werden wir hier durch eine dialektische Form auf die richtige Fährte gewiesen. Im Friesischen heissen die Eltern: „alder“ (nach der a-Deklination). Die Form entspricht gemeingermanischem \*aldizō (Nom. Dual. masc. und fem.). Fries. alder ist demnach wie got. fadreina (Eltern) nicht ein Neutr. Plur., sondern eine (masc. u. fem.) Dualform — die beiden Älteren. Als nun im Germanischen der Dual im allgemeinen geschwunden war, sah man vereinzelt übrig gebliebene Dualformen für Neutra Plur. an, mit denen sie sich lautlich deckten, und gelangte so zu den von Grimm a. a. O. angeführten Bildungen. Auch im Fries. hielt man hernach „alder“ für ein Neutr. Plur. und bildete den Sgl. thet alder (= der Vater).



sagt, oder er hat die unredliche Absicht, die Thatsachen in ihr Gegenteil zu verkehren. Stellen wir die Sache klar.

Ausser dem idg. Sprachstamme möchte wohl nur das Nāma (die Sprache der Hottentotten) ein dreifaches Geschlecht aufweisen.<sup>1)</sup> Auf den älteren Sprachstufen des Idg. wird nun bei der 3 Sg. des Verbuns das Geschlecht nicht weiter unterschieden, die eine Form gilt eben für alle drei Geschlechter. Nur die modernen Sprachen des Idg. bedienen sich zur Stütze der Personalendung der Pronomina. Hierdurch wird es möglich, die 3 Geschlechter der 3. Sg. zu unterscheiden. Alle modernen Sprachen haben aber nicht mehr 3 Geschlechter der Pronomina. In den romanischen Sprachen sind Mascul. und Neutr. zusammengefallen, das Litauische und Lettische, sowie auch das Keltische haben das Neutrum aufgegeben. Es bleiben also nur das Germanische und das Slavische nach, und diese zeigen ja auch in unseren Sätzen das Neutrum. — Wer diese Thatsache durch die Annahme der Neubildung erklären wollte, würde das Richtige nicht treffen, das Gegenteil wird wahr sein, dass nämlich das neutrale Geschlecht der Verba naturae im Germanischen und Slavischen die letzten Spuren altindogermanisches Sprachgebrauchs sind. Wer will denn behaupten, dass im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen Formen wie varṣati, ὕει, pluit nicht neutrale Geltung haben, wenn es sich gleich nicht erkennen lässt? Wenn im Griech. παρέχει, im Lat. pudet als neutral angesehen werden, warum sollen es nicht auch jene Formen der Verba naturae? Aber, sagt man, wenn jene Formen als neutrale gefühlt wurden, wie konnte man ein masculines Subjekt zu ihnen setzen und sagen: Indra varṣati, Ζεὺς ὕει, Juppiter pluit? Nun, wenn wir das Neutrum oben als das Genus der Unbestimmtheit gefasst haben,<sup>2)</sup> so ist es doch natürlich, dass, wenn wir aus der Unbestimmtheit zur Bestimmtheit gelangen durch Setzung eines ganz bestimmten Subjektsinhaltes, auch die Beziehung der Personalendung von selbst eine bestimmte wird. Während in „varṣa-ti“ das ti ohne jeglichen angebbaren Subjektsinhalt, ja nur als Zeichen der vorhandenen Subjektsfunktion erscheint, ist in dem Satze „Indra varṣati“ das Element -ti ausgefüllt durch den Begriff „Indra“. Indra ist hier also nichts weiter als die Determination der in der Personalendung enthaltenen reinen Subjektsfunktion.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> vgl. Hahn, Sprache der Nāma, S. 71 und Wellmann, Formenlehre der Namaqua-Sprache, S. 46.

<sup>2)</sup> vgl. Sigwart, Impersonalien, S. 21: „Dass dem Neutrum des Pronomens gegenüber dem Masculinum und Femininum eine gewisse **Unbestimmtheit** zukommt ist unzweifelhaft.“

<sup>3)</sup> vgl. Schuppe, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. XVI S. 291: „Wenn man zugiebt . . ., dass doch faktisch die Verbalform wesentlich die Andeutung der Person enthält, und ferner, dass diese angedeutete Person eben in der Verschmelzung mit dem Verbalstamm nur den Sinn des Subjektes haben kann, so sind in der 3. Person, wenn ein bestimmtes Subjekt genannt ist, auch immer 2 Subjekte da . . . Durch die blosse Zusammenstellung ist angedeutet, dass das Nomen nur die Determination des in der Verbalform enthaltenen Subjektes ist und ganz dasselbe eine meint.“ vgl. auch Sigwart, Impersonalien S. 19 und Fr. Kern, Die deutsche Satzlehre. Eine Untersuchung ihrer Grundlagen<sup>2</sup>. Berlin 1888, S. 44. 50. Kern schlägt vor, um eine unheilvolle Verwirrung in der Terminologie zu vermeiden, das durch die Personalendung ausgedrückte Subjekt eben „Subjekt“, das durch ein Nomen ausgedrückte „Subjektswort“ zu nennen. Mir scheint jedoch hierdurch das Wesen des zu Unterscheidenden nicht genugsam ausgedrückt zu werden. Ich möchte lieber „Subjektsform“ bzw. „reine Subjektsform“ und „Subjektsinhalt“ vorschlagen. — Ich kann es mir an dieser Stelle nicht versagen, Ziemer meinen Dank dafür auszusprechen, dass er mich in seiner Rec. meines vorjährigen Programms im „Gymnasium“, Jhrg. VII. No. 2. S. 53 ff., auf die äusserst scharfsinnige Kernsche Untersuchung hingewiesen hat.

Gut, sagt man, wir geben zu, dass *varṣati*, pluit, *ῥεῖ* ebensogut neutrales Geschlecht haben wie pudet und *παρέχει*, dann müsste doch auch das absolute Particip von *ῥεῖ ῥόν* lauten, entsprechend *παρέχον δέον* etc., und nicht *ῥοντος* (wenn es regnet). Allerdings; da man nun aber in der uns bekannten Phase der griechischen Sprache *ῥεῖ* und *ὁ θεὸς ῥεῖ* durchaus promiscue gebrauchte, so kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn man neben *θεοῦ ῥοντος* auch absolut *ῥοντος* und nicht *ῥόν* sagte. (Xen. Hell. 1, 1, 16.) Soviel vom Indogermanischen. — Betreffs der semitischen Sprachen erinnere ich an die Ansicht von Ewald, nach der das Ursemitische, wo es noch nicht seine Eigentümlichkeit ausgebildet hatte, auch das unpersönliche Genus oder das sogenannte Neutrum unterschied.<sup>1)</sup>

In vorstehendem hoffe ich gezeigt zu haben, dass der Ansicht von der Entstehung subjektloser meteorologischer Sätze aus subjektischen viele Schwierigkeiten entgegenstehen, dass dagegen die entgegengesetzte Meinung die höchste Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Die Vertreter der ersteren Ansicht liessen sich meistens durch die Thatsache irreführen, dass die Verba naturae so oft subjektischen Ausdruck zeigen. Dies Moment schien selbst Grimm und Steinthal ein Stein des Anstosses zu sein, und nichts ist doch einfacher zu erklären als diese Erscheinung. Auf die Frage: Woher kommt es denn, dass von den subjektlosen Sätzen allein die konstanten meteorologischen so häufig Subjekte zeigen? antworte ich: Ebendaher, **weil sie konstante meteorologische** sind. Gerade dadurch, dass sie Vorgänge aussagen, deren Ursachen stets unbekannt bleiben müssen, reizen sie das menschliche Denken, durch Reflexion ein Subjekt zu ihnen ausfindig zu machen;<sup>2)</sup> gerade dadurch, dass sie Vorgänge am Himmel und in der Natur aussagen, kam man dazu, den Ort des Vorgangs oder die Personifikation der an jenem Orte in die Erscheinung tretenden Naturkräfte als Subjekt von ihnen auszusagen. Diese Subjekte sind also durch Spekulation zu den Verbis naturae hinzugetreten, die Wahrnehmung an sich bot keinen Anhalt dafür. Denn in allen Fällen, in denen meine Wahrnehmung derartig gehemmt ist, dass nur ein Vorgang, nicht die Ursache dieses Vorganges von mir percipiert werden kann, kann die Verlautbarung dieses Wahrnehmungsganzen nur in einem Prädikat bestehen, d. h. in einer Aussage über den Vorgang an sich. Data zu einem Subjekt**inhalt** gewährt mir der Wahrnehmungsakt nicht; es kann also in dem auszusprechenden Satze nur die ganz inhaltsleere, reine Subjekt**form** zum Ausdruck gelangen.<sup>3)</sup> Zu dieser in dem Prädikat wirksamen reinen Subjekt**form** suchen wir nun (veranlasst durch das in uns unbewusst wirkende Kausalitätsgesetz) einen Subjekt**inhalt**. Nicht, dass es eine Ursache der mich affizierenden

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 440.

<sup>2)</sup> vgl. Sigwart, Impersonalien S. 45.

<sup>3)</sup> Wenn Schuppe, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. XVI. S. 285 f. ausführt, dass „eine solche Erscheinung in die Allgemeinvorstellung des Wahrnehmungsinhalts als Prädikat und die Vorstellung der räumlich-zeitlich bestimmten Wirklichkeit als Subjekt“ zerlegt wird, so gilt das — wie er selbst zugiebt (S. 284) — nur für den reflektierenden Logiker und nicht für „das ganz unphilosophische-reflexionslose Sprachbewusstsein“. Da nun aber die infrage stehenden Sätze nicht reflektierenden Logikern, sondern eben jenem reflexionslosen Sprachbewusstsein ihre Entstehung verdanken, so müssen wir doch wohl aus diesem heraus sie zu erklären versuchen, wenn anders wir einen Einblick in ihr wahres Wesen thun wollen. vgl. unt. S. 39 ff.

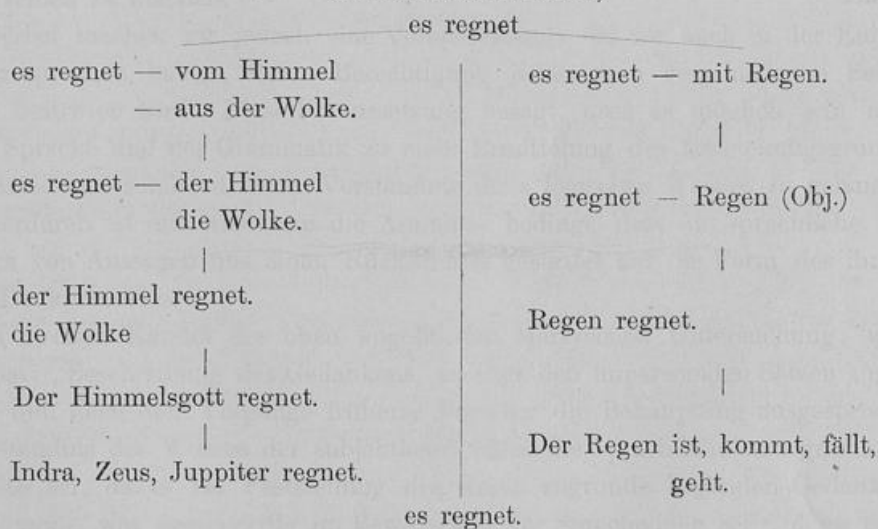
Wirkungsweisen giebt, genügt mir, sondern ich verlange zu wissen, **welches** die Ursache ist. Bleibt nun meine Beobachtungsfähigkeit **stets** eine beschränkte, so mache ich durch einen Trugschluss den Ort des Vorganges schliesslich zur Ursache.<sup>1)</sup>

Tritt dann später die Reflexion und Spekulation hinzu, so ergeben sich Subjekte, denen für die Anschauung jegliches Substrat fehlen muss. Dieses Stadium ist das mythologische. Hier sucht der Mensch für die von ihm beobachteten Vorgänge, deren Ursache ihm dunkel blieb, Träger in Gestalt von Persönlichkeiten. Nicht der blosser Ort genügt ihm mehr als Träger, sondern er begehrt wollende Wesen, wie er selber eins ist.<sup>2)</sup> Tritt nun ein Volk aus diesem mythologischen Stadium heraus, lässt es die Natur nicht mehr von Göttern regiert sein, richtet es seine Aufmerksamkeit mehr auf das Wesen des Vorgangs an sich, ohne auf die Ursache zu reflektieren, so wird auch der subjektische Ausdruck eigentlich subjektloser Sätze allmählich abnehmen und endlich ganz verschwinden.

So ist also die Stufe der Weltansicht, auf der ein Volk steht, und die Richtung seines Interesses bestimmend für die Häufigkeit subjektischer Sätze über Naturvorgänge. Diesen Gesichtspunkt hat Benfey a. a. O. garnicht in betracht gezogen. Von hier aus verstehen wir sofort, **weshalb die ältesten Stadien der Sprachen, sowie diejenigen unkultivierter Völker häufig subjektischen Ausdruck haben, die modernen nicht.**

Das Resultat unserer Untersuchung möge beifolgendes Schema veranschaulichen:

**Grundform.**<sup>3)</sup>



<sup>1)</sup> vgl. Kern a. a. O. S. 51 f; bes. die Anm.

<sup>2)</sup> vgl. Sigwart, Impersonalien S. 40: „Es liegt der naiven Auffassung am nächsten, auch die Bewegung der äusseren Dinge aus einem Streben und Wollen hervorgehend zu denken.“ Das heisst doch mit anderen Worten: die naive Auffassung setzt Causalbeziehungen. Wie trotzdem Sigwart die subjektlosen Sätze als Benennungsurteile auffassen kann, ist mir unerfindlich. vgl. S. 30. 37. 44 f.

<sup>3)</sup> Da wir es mit subjektlosen **Sätzen** zu thun haben, so liegt die Vorstufe unserer angesetzten Grundform ausserhalb unserer Betrachtung. Paul (Principien der Sprachgeschichte.<sup>2</sup> Halle 1886. S. 105) meint, dass als älteste



So haben wir also zwei verschiedene Entwicklungsreihen, und das ist auch ganz natürlich; denn einmal konnte man bei dem Vorgang des Regnens seine Aufmerksamkeit auf den Ort der Erscheinung richten, zweitens aber auf das Resultat derselben; daneben geht beständig der subjektlose Satz, der in der Form der Verbalprädikation den Vorgang an sich aussagt.

Zum Schluss noch ein Wort über eine Frage, die Benfey aufwirft, ob nämlich die subjektlosen Sätze in derselben Bedeutung mit Subjekten erscheinen. Ich antworte darauf, dass ich in meinen Beispielen nicht den geringsten Unterschied gefunden habe. Der Inhalt eines subjektlosen Satzes wird meines Erachtens durch das Hinzutreten eines Subjektsinhaltes, wie Gott, Himmel etc. durchaus nicht modifiziert. Es kam z. B. doch dem Griechen, wenn er  $\delta \theta\epsilon\acute{o}\varsigma \dot{\nu}\epsilon\iota$  (als Wahrnehmungsurteil) aussprach, lediglich darauf an, den Prädikatsbegriff  $\dot{\nu}\epsilon\iota$  auszusagen. Er wollte dadurch eben so wenig ausdrücken, dass der **Gott** regne im Gegensatz zu einem anderen Subjekt, noch dass der Gott **regne** im Gegensatz zu einem anderen Prädikat. Der Subjektsinhalt war für das Urteil etwas ganz und gar Irrelevantes. Das beste Beispiel für diese Behauptung liefert das Páli. Da heisst es für „es regnet“ „devo vassati“, (der Gott regnet), obgleich doch der Buddhist für ein göttliches Wesen in seiner Welt gar keinen Platz hat. Anders kann freilich die Sache liegen, wenn wir vom Sprachbewusstsein des Volkes absehen; einem Dichter kann sehr wohl bei den Urteilen Indra varṣati,  $Z\epsilon\iota\varsigma \dot{\nu}\epsilon\iota$  etc. in dem Subjektsbegriff das Hauptgewicht liegen, dann sind aber diese Urteile Reflexionsurteile, keine Wahrnehmungsurteile.



Stufe der einfache Verbalstamm gesetzt wurde, eine Stufe die im Magyarischen wirklich noch vorliege, wo die 3 Sg. kein Suffix habe.“ Dagegen möchte ich ihm doch mit Schuppe (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. XIV. S. 264) zu bedenken geben, ob die Formen der 3. Sg. ohne Endung, wenn sie überhaupt Verbalbedeutung haben sollen, nicht denselben Sinn haben müssen, wie die mit Personalendung.

#### Kap. IV.

### Gestattet die grammatische Form der subjektlosen Sätze einen Schluss auf den ihnen zugrunde liegenden Denkkakt?

Am vorigen Kapitel glaube ich nachgewiesen zu haben, dass die Befürchtung Steinhals und anderer Gelehrten, eine mögliche Erklärung des Wesens der meteorologischen subjektlosen Sätze sei nicht bindend für die anderen, jedes Grundes entbehrt. Wir sahen, dass die häufige subjektische Ausdruckweise, die sich neben der subjektlosen Form der meteorologischen Sätze findet, in der spezifischen Differenz „meteorologisch“ ihre alleinige Quelle hat.

So sind wir also durchaus dazu berechtigt, die von uns behandelten Sätze als die ältesten Repräsentanten konstanter subjektloser Sätze zur Basis unserer Untersuchung über das Wesen derselben zu machen.

Hierbei machen wir jedoch eine Voraussetzung, die wir auch in der Einleitung (S. 2) schon ausgesprochen haben, deren Berechtigung jedoch von verschiedenen Seiten auf das lebhafteste bestritten wird. Diese Voraussetzung besagt, dass es möglich sein muss, an der Hand der Sprache und der Grammatik zu einer Ermittlung des Entstehungsgrundes der subjektlosen Sätze und somit zu einem Verständnis ihres logischen Wesens zu gelangen.

Hierdurch ist nun wiederum die Annahme bedingt, dass die sprachliche und grammatische Form von Aussagen uns einen Rückschluss gestattet auf die Form des ihnen zugrunde liegenden Denkprocesses.

Im zweiten Kapitel der oben angeführten Martyschen Untersuchung, welches überschrieben ist: „Beschreibung des Gedankens, welcher den impersonalen Sätzen zugrunde liegt“, finden wir nun nach dem Vorgange früherer Forscher die Behauptung ausgesprochen, dass zu einem Verständnis des Wesens der subjektlosen Sätze die sprachliche und grammatische Form ganz wertlos sei, da es bei Feststellung des ihnen zugrunde liegenden Gedankens lediglich darauf ankomme, was gegenwärtig im Bewusstsein des Sprechenden sei<sup>1)</sup>; denn es handle sich um die Deutung jener grammatischen Formel, nicht um die Erklärung ihrer Entstehung. Wie viel mehr wissenschaftlichen Wert die letzere auch haben möge, so habe auch die Beschreibung

<sup>1)</sup> Von unserer heutigen Anschauung gehen auch Schuppe, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. XVI. (S. 279 ff.) und Sigwart, Impersonalien (vgl. bes. S. 45) aus. — Darin liegt meiner Meinung nach das Falsche ihrer Methode; denn sie thun der sprachlichen Form dadurch Gewalt an.

des Thatbestandes ihre Berechtigung, sei sie doch eine unentbehrliche Vorbedingung für die Erklärung, und man leiste der letzteren die schlechtesten Dienste, indem man sie voreilig mit der Beschreibung vermenge. — Ich muss gestehen, dass bei der Überschrift des Kapitels mir die eben angeführte Äusserung des Verfs. vollkommen unverständlich ist. Der **zugrunde liegende** Gedanke soll beschrieben werden, und wir erfahren, dass es sich garnicht um diesen handle, sondern vielmehr um den **zugrunde gelegten**; denn der Gedanke, welcher den subjektlosen Sätzen **zugrunde liegt**, ist doch zweifellos derjenige, **welchem sie ihre Entstehung verdanken**, nicht der, den **das gegenwärtige Bewusstsein des Sprechenden ihnen unterlegt**. Wie es nun andererseits möglich sein soll, von dem gegenwärtigen Sprachbewusstsein aus eine Jahrtausende alte sprachliche Form wie z. B. es regnet (*varṣati*, *ṛṣati*, *pluit* u. s. w.) richtig deuten zu wollen, ist mir durchaus unbegreiflich, wenn man nicht stillschweigend die Voraussetzung macht, dass dasselbe sich nicht im mindesten geändert habe. Das thut aber Marty nicht, da er ja die Deutung der Formel der Erklärung ihrer Entstehung entgegenstellt. Auf welche Weise man aber eine grammatische Form richtig deuten will, ohne sich die Entstehung derselben erklären zu können, ist mir abermals unklar. — Wenn wir mit unserem modernen Sprachbewusstsein, oder richtiger mit unserer modernen Sprachbewusstlosigkeit, etwas so oder so auffassen, so folgt doch keineswegs, dass dies die ursprüngliche Auffassungsweise war, wissen wir doch, wie viele Umwandlungen sprachliche Auffassungen im Laufe der Sprachentwicklung erlebt haben. Besteht nun wirklich für unser Bewusstsein eine Diskrepanz zwischen Form und Inhalt einer sprachlichen Formel, so ist das doch der beste Beweis dafür, dass wir uns dieselbe nicht mehr zu deuten vermögen, und es wäre ein durchaus unwissenschaftliches Verfahren, aufgrund unseres gegenwärtigen Bewusstseins zum Verständnis dieser Formel gelangen zu wollen. **Der einzig richtige Weg ist doch der, die Ursache einer solchen Diskrepanz aufzusuchen und zu zeigen, wie der ursprünglich zugrunde liegende d. i. der Form entsprechende Gedanke sich allmählich zu dem unseres jetzigen Bewusstseins entwickeln konnte.**

Aber wer giebt uns denn ein Recht, eine grammatische Formel als das adäquate Zeichen des im Intellekt vor sich gehenden Denkprozesses anzusehen? Sehen wir nicht vielmehr, dass Sprechen und Denken, Grammatik und Logik, Wort und Begriff in so unendlich vielen Fällen auseinandergehen? Dies Argument wird seit Steinhals „Grammatik, Logik und Psychologie“ fast zum Überdusse wiederholt und übertrieben, ja man ist — wie der vor zwei Jahren verstorbene Altmeister der Sprachforschung einst sagte — „seitdem bemüht, aus Sprache und Grammatik alle Logik als unheilvolles Unkraut auszujäten mit Stumpf und Stiel“. Steinhals Buch hat allerdings das grosse, unbestreitbare Verdienst, zum ersten Mal die genannten Wissensgebiete scharfsinnig gegen einander abgegrenzt und die bis dahin geübte Fusion beseitigt zu haben, aber andererseits haben wir — wie gesagt — auch in ihm die Ursache zu suchen, die von einer Abgrenzung der Grammatik und Logik, von Satz und Urteil zu einer schliesslichen Isolierung der beiden Gebiete geführt hat.

Weil dies und jenes aus der Grammatik für die Logik unverwertbar ist, andererseits



manches Logische in der Grammatik nicht zum Ausdruck gelangt, so hat man doch bei Leibe noch nicht das Recht, jegliche Parallelität zwischen Sprechen und Denken in Frage zu stellen. Weil nicht die Sprache das Denken in jedem Falle getreu widerspiegelt, soll überhaupt von **irgend einer** Widerspiegelung nicht die Rede sein können? Ein solcher Schluss kann nimmer zurecht bestehen, in diesem Sinne gilt das Wort Talleyrands nicht: Die Sprache ist da, um die Gedanken zu verbergen.

Die Sache liegt unseres Erachtens so, dass sämtliche Sätze in zwei Klassen zerfallen. Zu der einen gehören diejenigen, welche Aussagen enthalten **über einen eben jetzt geschehenen Wahrnehmungsakt**, zur anderen diejenigen, welche **bei ihrer Entstehung frei sind von dem durch die sinnliche Wahrnehmung geübten Vorstellungszwange**. Spontanes Denken und Vorstellungszwang, das wäre also das Entscheidende für die Entsprechung bzw. Nichtentsprechung von Satz und Urteil. Auf die Frage, warum denn Aussagen über einen eben geschehenen sinnlichen Wahrnehmungsakt (inneren sowohl als äusseren) allein Anspruch darauf erheben können, das genaue Abbild der in meinem Intellekt dabei stattfindenden Denkvorgänge zu sein, antworte ich, weil eine solche Aussage doch nichts weiter bezweckt als die Verlautbarung des aufgrund von Vorstellungszwang in mir stattfindenden Denkvorganges.<sup>1)</sup> Dass diese Verlautbarung eine **abgekürzte**, nur aus den Resultaten der mannichfachen zugrunde liegenden Denkopoperationen bestehende, sein muss, wird aus folgendem klar werden. Ich sehe beispielsweise einen Hund sitzen, der darauf anfängt zu bellen, und spreche diese Wahrnehmung aus in dem Satz: „der Hund bellt“, so ist, um diese Aussage machen zu können vorerst folgendes notwendig: 1) Ich muss das dasitzende Tier in der Gesamtheit seiner Eigenschaften als etwas erkennen, das sich mit meiner Allgemeinvorstellung „Hund“ deckt; diese Erkenntnis führt zu dem Benennungsurteil; „das (= was ich da wahrnehme) ist ein Hund“. 2) Hierauf bemerke ich an dem Hunde eine Veränderung und vernehme zugleich einen Ton. 3) Die Eigenschaften dieses Tones decken sich mit meiner Allgemeinvorstellung „bellen“. Ich bilde also das Benennungsurteil „dieser Ton da ist „bellen“. 4) Da ich nun wahrgenommen habe, dass **zu gleicher Zeit** mit dem Bellen eine Veränderung an dem (früher nicht bellenden) Hunde vor sich ging, so sehe ich kraft des in mir wirkenden Kausalitätsgesetzes den Hund als die Ursache des Bellens an, setze das Bellen zu ihm in Beziehung. Dies In-Beziehung-Setzen zeige ich bei der Verlautbarung des Urteils im Satze an durch die **finite Form** des Verbums: „Der Hund bellt“. („Der Hund — bellen“ würde dagegen nur die Nebeneinanderstellung der Resultate obiger beider Benennungsurteile ausdrücken, ohne anzugeben, dass in einer eben gemachten Wahrnehmung diese beiden Begriffe in Beziehung zu einander stehen.)

<sup>1)</sup> Wenn Lotze in seiner Logik, S. 70 § 48, sagt: Ich glaube nicht nötig zu haben, die logische Bedeutung des impersonalen Urteils weitläufig gegen eine Meinung zu verteidigen, die in ihnen nur den sprachlichen Ausdruck des Wahrnehmungsinhaltes selbst, ohne alle logische Arbeit erblicken möchte“, so verstehe ich nicht, was der genannte Philosoph mit diesem Ausspruch meint. Der sprachliche Ausdruck eines Urteils d. i. ein Satz enthält doch gewiss immer eine „logische Arbeit“, es fragt sich nur, ob dieselbe dem Sprechenden zum Bewusstsein kommt. Wenn Lotze dies meint, so muss ich ihm, was die Aussagen über Wahrnehmungsurteile anlangt, widersprechen.

So enthält jeder Satz, der eine Aussage über eine eben gemachte Wahrnehmung zum Ausdruck bringt, immer nur eine **sehr abgekürzte** Beschreibung der im Intellekt vor sich gehenden Urteilshandlungen, er ist weiter nichts als die Zusammenfassung der einzelnen Resultate jener.

Am leichtesten geht, wie Sigwart mit Recht bemerkt, die Verknüpfung dieser einzelnen Wahrnehmungsergebnisse vor sich, wo wir es mit bestimmt abgegrenzten, von ihrer Umgebung sich scharf und klar abhebenden Erscheinungen zu thun haben, die wir mit Mühe betrachten können; wo die Veränderungen langsam genug vor sich gehen, um uns Zeit zu lassen, das in der Veränderung Beharrliche aufzufassen und von dem Wechsel zu unterscheiden.<sup>1)</sup> Schwieriger wird schon die Sache, wenn wir die Anschauung eines bellenden Hundes mit einem Male haben. Wie verläuft hier die begriffliche Bearbeitung dieses **ungeteilten** Wahrnehmungsganzen? Wie ist es hier zu erklären, dass in dem auszusprechenden Satze die einen Merkmale dem Prädikatsinhalt zugeteilt werden, die anderen dem Subjektsinhalt? Warum sprechen wir in dem vorliegenden Falle die gehabte Wahrnehmung nicht in dem Satze aus: „das Bellende ist ein Hund“? Deshalb, weil wir unseren Anschauungskomplex auch schon ohne die Wirkungsweise des Bellens als einen Hund erkennen; diese ist zur Benennung sozusagen überflüssig und überschüssig. Da sie nun aber gerade diejenige Wirkungsweise ist, die in diesem Falle unsere Kausalität am stärksten affiziert, also unsere Aufmerksamkeit und unser Interesse ganz besonders in Anspruch nimmt,<sup>2)</sup> so apperzipieren wir sie als eine von der Ursache „Hund“ ausgehende Wirkung, d. h. machen in dem auszusprechenden Satze sie zum Prädikatsinhalt.

Wenn nun allerdings das Moment des Interesses bei einem Wahrnehmungsganzen wohl imstande ist, eine Scheidung und Gegenüberstellung der einzelnen Wahrnehmungsdaten zu bewirken, so ist damit aber noch nicht klargelegt, warum diese im Satze als Subjekts- jene als Prädikatsinhalt erscheinen. — Hier ist nun an eine Einrichtung unseres Denkens zu erinnern, wonach als Dingbegriff immer diejenigen Wahrnehmungsdaten apperzipiert werden, die ein gewisses Beharrendes, Selbständiges ausmachen, als Zustandsbegriff dagegen diejenigen, denen ein gewisses Bewegliches, Unselbständiges eignet. (Das ist gleichsam eine kategoriale Einrichtung unseres Denkens.) — Dem apperzipierten Dingbegriff entspricht in der Aussage über diese Wahrnehmung das Dingwort, dem Zustandsbegriff das Zustandswort.<sup>3)</sup> Warum nun in dem Satze das Dingwort den Subjektsinhalt ausmacht, das Zustandswort den Prädikatsinhalt? Deshalb, weil, wie Sigwart sagt, „Logik und Grammatik sich mit Recht daran gewöhnt haben,

<sup>1)</sup> Impersonalien, S. 17. — Die Voraussetzungen Sigwarts besagen genau genommen, dass ich imstande sein muss, nicht einen Wahrnehmungsakt, sondern zwei in möglichst kurzer Zeit zu machen, einen des Ruhenden, den anderen des Bewegten. Fallen dann diese beiden Wahrnehmungsbilder — so zu sagen — aufeinander, so ergibt sich sofort, was an dem Anschauungskomplex das Bleibende, Beharrende, was das Wechselnde, Bewegte ist; jenes wird in der Aussage Subjekt, dieses Prädikat.

<sup>2)</sup> Auf das wichtige Moment unseres Interesses bei der Urteilsbildung deutet Kern hin a. a. O. S. 51, ohne es jedoch weiter auszuführen.

<sup>3)</sup> Hierzu rechne ich auch das Eigenschaftswort verbunden mit dem Verbum ‚sein‘.

überall das Ding als Subjekt zu betrachten, weil es objektiv als Grund der Eigenschaft und Thätigkeit erscheint“.

Hiermit deutet Sigwart (ohne jedoch die Konsequenzen davon zu ziehen<sup>1)</sup> an, dass der Verknüpfung von Subjekt und Prädikat im Satze „objektiv“ eine kausale Beziehung zugrunde liegt. Dies ist auch meine Ansicht von der Sache; denn entspricht — wie wir gesehen — dem apperzipierten Dingbegriff der Anschauung das Dingwort als Subjekt im Satze, dem Zustandsbegriff das Zustandswort als Prädikat, so kann, da das Verhältnis der Wirkungsweise zum Dinge nur ein ursächliches sein kann, auch das Verhältnis vom Prädikat zum Subjekt im Satze nur als ein ursächliches aufgefasst werden. Subjekt = Ursache (Ding), Prädikat = Wirkungsweise (Zustand). Anders wird dies Verhältnis von anderen aufgefasst. So sagt Schuppe<sup>2)</sup>: „Wenn ich sage „der Hund bellt“ . . . so betone ich hier gar nicht die in der aktiven Form dieser Verben enthaltene Vorstellung einer ausgeübten Thätigkeit, welche natürlich einen Ausüben oder einen Thunenden zu ihrem Subjekte verlangt, sondern ich mache nur darauf aufmerksam, dass die Erscheinung, die wir Gebell nennen, . . . **als ein völlig unselbständiges Moment in einem Ganzen**, als etwas, was ohne die anderen oder ihnen ähnliche Momente, die einen Hund . . . ausmachen, unmöglich ist, erkannt worden ist“.

Demgemäss fasst Schuppe das Verhältnis vom Subjekt zum Prädikat in solchen Sätzen auf als das Verhältnis von Subsistenz zur Inhärenz.<sup>3)</sup> Da nun aber die Apperception „eines einer Subsistenz Inhärierenden“ notwendig den ganzen Anschauungskomplex — sowohl des Inhärierenden als des Subsistierenden — voraussetzt, so kann ein solches Verhältnis nur für solche Wahrnehmungsaussagen gelten, die aufgrund eines ungehemmten Wahrnehmungsaktes gebildet sind. Wird nun aber der Wahrnehmungsakt irgendwie gehemmt, etwa in der Weise, dass ich wohl imstande bin, irgend eine Wirkungsweise wahrzunehmen, nicht aber zugleich das Ding, von dem sie ausgeht, so liegt die Sache vollkommen anders. — Ich höre beispielsweise in meiner Nähe ein Bellen, wende den Kopf und sehe einen bellenden Hund; welches ist dann der psychologische Vorgang in meinem Intellekt? Folgender: Wirkungsweisen, die ich „bellen“ benenne, affizieren meine Kausalität; ich bin also nicht selbst Ursache dieser Empfindung (ein **ich**), nicht Subjekt, sondern ein Objekt (ein **mich**). Demnach muss die Ursache dieser Empfindung **ausser mir** liegen; ich projiciere also die mich affizierenden Wirkungsweisen des Bellens in den Raum und suche zu ihnen (vermöge des mir innewohnenden, mir unbewusst wirkenden, Kausalitätsgesetzes) einen Träger in der zu percipierenden Ursache „Hund“. Das Urteil über diesen Wahrnehmungsakt lautet also eigentlich:

Objekt:	Prädikat:	Subjekt:
<b>Mich</b> affizieren,	Wirkungsweisen, die ich als „bellen“ erkenne,	ausgehend von einer Ursache, die ich als — <b>Hund</b> apperzipiere.

<sup>1)</sup> Impersonalien S. 19.

<sup>2)</sup> Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. XVI. S. 278.

<sup>3)</sup> Auch Kern a. a. O. teilt diese Auffassung.



Warum man eine so klare Kausalbeziehung nun durchaus als „Inhärenz“ auffassen will, ist mir vollkommen unerfindlich, besonders, da man ja doch nicht ohne das Kausalitätsgesetz auskommt. So heisst es z. B. bei Kern, der den hier besprochenen psychologischen Vorgang allgemein beschreibt: „Das erste . . ., was wahrgenommen wurde . . ., war irgend eine auffallende Veränderung in der Umgebung des Menschen, oder in ihm selber (also hier das Bellen) und das, was im unmittelbaren Anschluss daran gesucht wurde (vermöge des in uns rastlos thätigen Kausalprinzips), ist die Ursache dieser Veränderung, der bleibende Komplex von Kräften, also das Ding, das etwa diese Veränderung hervorbringen konnte (hier: der Hund). Die Veränderung erschien mit Recht als etwas Unselbständiges, nur (!) diese Unselbständigkeit trieb dazu, ihre Ursache, das Ding, woran sie haftet, aufzusuchen . . .“ Weiter unten heisst es dann, dass „dieser Zustand als an etwas haftend“ im Satz dargestellt werde. Warum bleibt denn Kern, der ja doch mit dem Kausalitätsgesetz operieren muss, nicht bei kausalen Beziehungen stehen? Wenn ich recht sehe, ist es das Moment des **Unselbständigen**, das ihn nach einer **Subsistenz** suchen lässt. Ich behaupte nun, dass derlei „Veränderungen in der Umgebung des Menschen und in ihm selber“ gar nicht als **etwas Unselbständiges** sondern nach der vorhin erwähnten kategorialen Eigenart unseres Denkens als „Wirkungsweisen von etwas“ apperzipiert werden. Von hier aus führt uns das Kausalitätsgesetz mit Notwendigkeit zum Aufsuchen der betreffenden Ursache. Abgesehen hiervon ist auch der Ausdruck Kerns wenig zutreffend. Was heisst es denn: „ein Zustand **haftet** an einem Dinge“, ja sogar: „der Verbalinhalt **haftet** an der Subsistenz“? Das klingt ja, als ob er an dem Dinge befestigt wäre, und erinnert an die scholastische Anschauung, die die Accidenzien als Bekleidung der Substanz ansah. Ich halte es für verständlicher und sachgemässer zu sagen: Eine Wirkungsweise geht aus von einem Dinge (nämlich vom Dinge zu dem Wahrnehmenden); denn das Ding strahlt doch so zu sagen nach allen Seiten seine Wirkungsweisen aus; und wiederum, was ich Ding nenne, ist ja nichts anderes als die Summe der (das Ding ausmachenden) Wirkungsweisen.

Ich bleibe also dabei, dass in einer Wahrnehmungsaussage das Verhältnis des Prädikats zum Subjekte das genaue Abbild des in dem Wahrnehmungsakt gegebenen Verhältnisses von Wirkungsweise zur Ursache ist. Ist ein Ding gegeben in der Totalität seiner Wirkungsweisen, von denen eine ganz besonders mein Interesse erregt (und das ist immer der Fall), so wird diese eine in der Wahrnehmungsaussage Prädikatsinhalt, der Rest Subjektsinhalt; die Kausalbeziehung wird ausgedrückt durch die finite Form des Verbums<sup>1)</sup> (der Hund bell-t). Ist dagegen meiner Anschauung nur eine Wirkungsweise gegeben, der Komplex aller anderen d. i. das Ding (bezw. die Ursache) dagegen wegen Hemmung meiner Wahrnehmung (sei diese objektiv

<sup>1)</sup> vgl. Kern a. a. O. S. 59 f.: „Ausdruck eines Zustandes, einer Subsistenz und eine beide verbindende „Kraft ist in jedem finitem Verbum enthalten; sie sind in ihrer Unlöslichkeit ein Abbild der Wirklichkeit, in der „nie ein Ding ohne welchen Zustand, nie ein von dem Dinge getrennter Zustand erscheint oder auch nur denkbar „ist.“ Ich möchte statt dessen lieber sagen: „Ausdruck einer Wirkungsweise, einer Ursache und der zwischen ihnen bestehenden Beziehung“ sind in jedem Verbum finitum enthalten; doch das ist ohne Belang. — Die weiteren Ausführungen Kerns sind äusserst lehrreich.

oder subjektiv) verborgen, so habe ich für den auszusprechenden Satz nur einen Prädikatsinhalt (bellen), da jedoch die Beziehung auf eine Ursache (nach dem Kausalitätsgesetz) selbstverständlich ist, so tritt das Prädikat als finites Verbum auf (es bellt). Wird nun die Hemmung meiner Wahrnehmung gehoben, so gelange ich für den Satz zu einem **Subjektinhalt** (es bellt — der Hund), wird sie nicht gehoben, muss ich mich mit der „reinen **Subjektform**“ begnügen (es bellt).

So wären wir also wieder bei unseren subjektlosen Sätzen angelangt und glauben, uns in den obigen Ausführungen das Recht erstritten zu haben, sie als die adäquate, wenngleich sehr abgekürzte, Form des im Intellekt vor sich gehenden Denkaktes ansehen zu dürfen.

Demnach würden den subjektlosen Sätzen auch subjektlose Urteile zu grunde liegen? Das wäre allerdings nach den landläufigen Definitionen des Urteils eine durchaus ketzerische Ansicht. So sagt Steinthal:<sup>1)</sup> „Wer nicht zuvor die Definition umstösst: Das Urteil ist eine Verbindung zweier Begriffe in der Form von Subjekt und Prädikat, kann unmöglich von subjektlosen Urteilen reden. Wer aber hätte diese Definition vom Urteil umgestossen?“ Demgegenüber fragen wir, ob denn wirklich jedes Urteil voraussetzt, dass zwei **unterschiedene Begriffe** dem Urteilenden gegenwärtig sind, oder ob es Urteile geben kann, deren ganzer begrifflicher Inhalt allein der Prädikatsvorstellung zufällt?

Jedes Urteil setzt notwendig einen Anschauungskomplex voraus, dessen begriffliche Bearbeitung eben das Urteil ausmacht. Wir haben oben gesehen, welche Faktoren bei dieser begrifflichen Bearbeitung hauptsächlich thätig sind. Von besonderer Wichtigkeit war die Einrichtung unseres Denkens, die Wahrnehmungsdaten nur nach den Schematis: „Ding“ und „Wirkungsweise“ zu apperzipieren. Gewöhnlich wird ein Anschauungskomplex durch den Faktor des Interesses des Wahrnehmenden zerspalten in Wirkungsweise und Ding. Als Ding **allein** kann er niemals aufgrund von Wahrnehmung apperzipiert werden, da ein Ding ja die Gesamtheit seiner Wirkungsweisen ist, wohl muss es jedoch möglich sein, dass ein Anschauungskomplex nur nach dem Schema „Wirkungsweise von etwas“ apperzipiert wird, wenn sich nämlich in ihm nichts Beharrendes, Selbständiges findet. Nach einem **Subjektbegriff** bzw. **Subjektinhalt** suchen wir in einem solchen Urteile vergebens, wohl finden wir dagegen die **Subjektform**.

Statt nun dies an der Hand der Thatfachen gewonnene Ergebnis einweilen stehen zu lassen und sich damit abzufinden, hat man es von vornherein lebhaft bekämpft. Wie man hierzu kommt, ja wie schwer man sich davon entwöhnen kann, mögen die Ausführungen eines sonst sehr scharfsinnigen Denkers darthun.

Wir lesen bei Bergmann:<sup>2)</sup> „Bevor wir zu der Definition des Urteils zurückkehren, „möge noch einer Klasse von Sätzen gedacht werden, welche die Allgemeingültigkeit gleich „der ersten Bemerkung, die sich dem Betrachter des Urteils aufdrängt, der Bemerkung, dass „im Urteil die Auffassung eines Gegenstandes als eines seienden oder irgendwie beschaffenen

<sup>1)</sup> Kl. Schriften, Bd. I. S. 423 f.

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 32.

„liege, in frage zu stellen scheinen, — der unpersönlichen. Es kann indessen nur Schein „sein, dass die in solchen Sätzen ausgedrückten Urteile keinen Gegenstand haben. Ihr grammatikalisches Subjekt, das **es**, ist zwar nicht die Bezeichnung eines logischen, **aber wenn sie „nicht mit den übrigen Urteilen ganz unvergleichbare Gedanken ausdrücken sollen (!!), „so muss doch ein solches vorhanden sein.** In der That erkennt man ein solches sofort „bei einer grossen Anzahl derselben, denjenigen, welche mit „es ist“ oder dem gleichbedeutenden „es giebt“ beginnen. (!) — In den anderen unpersönlichen Sätzen ist nach B. ihr grammatisches Subjekt, das Wörtchen „es“, nicht bedeutungslos, obwohl es nicht das eigentliche logische Subjekt bezeichnet; es bedeutet die Welt etc.

Warum fühlt sich Bergmann gezwungen unter allen Umständen nach einem Subjekt**inhalt** zu suchen, und warum fühlt er sich verpflichtet, obgleich eigentlich keiner vorhanden ist, doch einen zu finden? Weil er denselben Fehler macht, dem wir bei so vielen Logikern begegnen, die Gesamtheit der Urteile nach einem Schema zu behandeln. Es unterliegt keinem Zweifel, dass bei der grössten Menge der Urteile das Subjekt das Zugrundeliegende (*τὸ ὑποκείμενον*), das Prius ist, dessen Existenzweise durch das hinzutretende Prädikat determiniert wird, aber nach unseren obigen Ausführungen unterliegt es wiederum keinem Zweifel, dass bei einer gewissen Klasse von Urteilen das Prädikat das Prius ist, zu dem ein Subjekt**inhalt** als Determination der Ursache hinzutritt oder auch nicht hinzutritt.<sup>1)</sup> Will man diese Urteile nach der grösseren Menge behandeln, so muss natürlich etwas Falsches heraus kommen. Denn, wenn ich beim Urteil vom Subjekt als dem Zugrundeliegenden ausgehen will, so muss dies Subjekt natürlich einen gewissen Inhalt haben, (da seine Existenzweise ja durch das Prädikat determiniert werden soll), finde ich nun aber eine reine Subjekt**form**, so muss ich selbst darauf ausgehen, die leere Form mit einem Inhalt auszufüllen. So erhielten die verschiedenen Ausfüller die mannigfachsten Subjekt**inhalte**: „die bald so, bald anders gestaltete Wirklichkeit“, „die unbestimmte Allgemeinheit der Wahrnehmungswelt“, „die unbestimmt gedachte Totalität des uns umgebenden Seins“, „das Chaos“, „die Welt“,<sup>2)</sup> „die räumlich-zeitlich bestimmte konkrete Wirklichkeit“,<sup>3)</sup> „die konkrete, sinnenfällige Anschauung“.<sup>4)</sup>

Während die meisten dieser Subjekt**inhalte** das Verhältnis zwischen Prädikat und Subjekt dieser Sätze voraussetzen als das der Inhärenz zur Subsistenz, bezeichnet der letzte die in frage stehenden Sätze als Benennungsurteile. Der Satz „es brennt“ soll hiernach die Verlautbarung folgendes Urteils sein: (Das was ich wahrnehme) ist ein jetzt in der Wirklichkeit vorkommender Fall von Brennen. „Das Subjekt“, sagt Sigwart, „ist die konkrete sinnenfällige Anschauung, das Prädikatswort benennt diese und weist durch seine Endung auf den gegenwärtigen und damit wirklichen Vorgang hin“.

<sup>1)</sup> vgl. hierüber die vortrefflichen Ausführungen von Sigwart, Impersonalien S. 18 ff. u. Kern a. a. O. S. 50 ff.

<sup>2)</sup> vgl. oben S. 7. Anm. 3.

<sup>3)</sup> Schuppe, in Zeitschr. für Völkerpsychologie u. Sprachwissenschaft, Bd. XVI. S. 249 ff. passim.

<sup>4)</sup> Sigwart, Impersonalien S. 30. 37. 44 f.



Ähnliche Ausführungen finden sich bei Paul.<sup>1)</sup> Es ist also diese Ansicht aufs beste empfohlen, aber dennoch halte ich sie nicht für richtig. Der Satz „es bellt“ muss notwendig zusammenbetrachtet werden mit dem anderen „es bellt — der Hund“; denn jener ist die Vorstufe dieses. Wird dies zugegeben, so ist klar, dass die Personalendung in beiden Prädikaten die gleiche Bedeutung haben muss. Von dem Satze „es bellt der Hund“ sagt nun Sigwart selbst:<sup>2)</sup> „Zu dem Worte, das den Laut benennt (bellen), tritt das Subjektswort, das seinen **Erzeuger** bezeichnet (Hund).“ Hiermit hat Sigwart doch ganz klar gesagt, dass zwischen Prädikat und Subjekt ein Kausalverhältnis stattfindet, da nun dieses Verhältnis im Satze (es bellt — der Hund) seinen Ausdruck findet in der Personalendung des Verbum finitum, so muss in dem Satze „es bellt“ die Personalendung doch auch das gleiche Verhältnis bezeichnen — also ein kausales. Sollte Sigwart dies übersehen haben? Das ist nicht anzunehmen; denn er spricht ausdrücklich davon, dass in den subjektlosen Sätzen dem Pronomen eine Bedeutung zukommen müsse, verschieden von seiner sonstigen Funktion. Seine Begründung dafür ist folgende: „Ist es, sagt er, unzweifelhaft, dass in solchen Wendungen (wie „es klopft“) nur das Gehörte, unter Abstraktion von dem den Laut hervorbringenden Subjekt, den Gegenstand meiner Aussage bildet, so ist damit bewiesen, dass Zustände, Vorgänge, die als solche einen sinnlichen Eindruck machen, nicht notwendig ausdrücklich auf ein Ding bezogen werden müssen, sondern für sich Gegenstand einer Aussage werden können, der dann nichts übrig bleibt, als den eben gegenwärtigen Eindruck zu benennen; und dies wird um so gewisser dann der Fall sein, wenn wir gar keine sichere Andeutung von dem möglichen Subjekte haben, sondern auf die einfache Gehörwahrnehmung beschränkt sind.“<sup>3)</sup> Sigwart ist es entgangen, dass Unkenntnis eines Subjektes nicht das Dasein eines solchen aufhebt, ebensowenig wie Unkenntnis der Ursache einer Wirkungsweise die Existenz einer Ursache in Frage stellt. Im Gegenteil, dass eine Wirkungsweise eine Ursache hat, ist ein einfaches Postulat unseres Denkens, eine Wirkungsweise ist daher immer eine „Wirkungsweise von etwas“. Was Sigwart bezeichnet „als Abstraktion von dem den Laut hervorbringenden Subjekt“ ist also von Rechtswegen nichts anderes als „Abstraktion von einem Subjektsinhalt“<sup>4)</sup>, die reine Subjektsform bleibt auch hier.

Dass Sigwart selbst eine kausale Beziehung bei den subjektlosen Sätzen herausfühlt geht aufs klarste daraus hervor, dass er die subjektische Form solcher Sätze mit Recht auf das Bestreben zurückführt, „das Subjekt, das diese Erscheinung **hervorbringe**, in der Phantasie bestimmt zu gestalten“.<sup>5)</sup> „Die konkrete, sinnenfällige Anschauung“, die Sigwart nun in der That als den Subjektsinhalt der subjektlosen Sätze angiebt, ist aber doch nimmer ein **Hervorbringendes**, sondern ein **Hervorgebrachtes**. Man sieht aus dieser Inkonsequenz, dass Sigwart

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 105 f.

<sup>2)</sup> Impersonalien S. 20.

<sup>3)</sup> Impersonalien S. 29.

<sup>4)</sup> Impersonalien S. 45.

<sup>5)</sup> Ebendas. S. 37, Anm.

gegen seinen Willen zur Annahme eines kausalen Verhältnisses gedrängt wird; das ist jedenfalls bezeichnend.

An einer anderen Stelle heisst es bei Sigwart: „Dass — bei dem Urteil „es brennt“ — „irgend etwas brennt, ein Haus, eine Scheune, ein Wald, versteht sich von selbst und ist garnicht „zweifelhaft: aber dies im einzelnen zunächst unbekannte Subjekt ist nicht gemeint — dann „würde gesagt „etwas brennt“ — sondern nur die Thatsache, dass da oder dort . . ein Brand „ausgebrochen ist.“ Es will mir scheinen als ob Sigwart sich hier direkt widerspreche. Wenn es bei dem Urteil „es brennt“ **selbstverständlich ist, dass „etwas“ brennt**, dann ist ja auch nicht nötig dieses „etwas“ auszusprechen, wenn man „das zunächst unbekannte Subjekt“ im Sinne hat; denn **„etwas Selbstverständliches“** ist ja stillschweigend an sich klar.

Ich kann demnach den Beweis für die Sigwartsche Behauptung, dass das Pronomen der subjektlosen (besser: subjektsinhaltslosen) Sätze etwas anderes bedeute als in denen mit Subjektinhalt, nicht für erbracht ansehen und muss also bei meiner Ansicht beharren, dass die subjektsinhaltslosen Sätze der adäquate (wengleich bedeutend abgekürzte) Ausdruck des bei der Wahrnehmung im Intellekt vor sich gehenden Denkaktes sind.

Die einzig richtige Erklärung jener Sätze kann daher nur an der Hand der sprachlichen Form unternommen werden; wenn es sich dabei herausstellen sollte, dass unsere heutige Auffassung von der zu eruiierenden abweicht, so ist das — wie oben schon bemerkt wurde — eine Frage für sich, die eine eigene Untersuchung erfordert.

